

Irmgard und Benno Rech

Der weinende Gott, ein vergessenes Gottesbild

Jetzt sollten wir ihn weinen hören, den Gott, der tiefen Schmerz empfindet und wehklagt über das Leiden und die Verletzungen unzähliger Kinder, die von zölibatären Priester Männern, die sich ihm geweiht haben, herzlos und brutal sexuell missbraucht wurden. Auch Jesus müssten wir jetzt weinen sehen, so wie er im Lukasevangelium dargestellt ist, als ein maßlos Enttäuschter, der über Jerusalem, seine Zeitgenossen, bitterlich weint. Lukas schreibt: „Als er näher kam und die Stadt sah, weinte er über sie und sagte: ‚Wenn doch auch du an diesem Tag erkannt hättest, was dir Frieden bringt. Jetzt aber bleibt es vor deinen Augen verborgen‘“ (Lk 19, 41). Und wie ist es mit unserem Weinen? Haben wir als Laien nicht viel zu viel Hochachtung vor dem Priesteramt entwickelt, was zu der Neigung geführt hat, aufkommende Vermutungen eher als üble Nachrede abzutun, statt uns entschlossen auf die Seite der Kinder zu stellen?

In diesen Corona-Zeiten ist uns unsere Dorfkirche ein gern besuchter Ort geworden für ein besinnliches Nachdenken. Als wir uns neulich zur Pietà in eine kleine Seitenkapelle gesetzt haben, wo immer Kerzen brennen, berührte uns diese eindrückliche Darstellung der weinenden und klagenden Maria, die ihren toten Sohn auf ihrem Schoß hält. Einst stand diese Skulptur in unserer alten Kirche neben der Tafel mit den Namen der im Ersten Weltkrieg Gefallenen, die damals noch „Krieger“ genannt wurden. Wie viele Frauen, die damals ihre Söhne im Krieg verloren haben, werden vor dieser Schmerzensmutter geweint haben. Wo aber gab es einen Ort für den väterlichen Schmerz? Oder gab es den damals nicht, weil Väter, statt zu weinen, stolz zu sein hatten, da ihre Söhne ja den Heldentod als Opfertod für das Vaterland gestorben sind.

Wie eine schöne Fügung kam es uns vor, dass wir nach diesen Überlegungen vor der Schmerzensmutter beim Heimkommen in unserem Briefkasten die Ankündigung einer Skulpturenausstellung in Aachen entdeckten unter dem Thema „Der Schmerz des Vaters?“ Warum das Fragezeichen? Sind sich die Aussteller uneins in ihrer Deutung dessen, was sie ausgestellt haben? Zu sehen sind spätmittelalterliche Skulpturen. Auf dem Faltblatt zur Ausstellung finden wir eine Skulptur abgebildet, die tatsächlich einen Gottvater zeigt, der den zerschundenen Leib seines Sohnes auf dem Schoß hält. Unser Staunen war groß, denn neben Gottvater ist eine kniende Maria mit gefalteten Händen zusehen. Dadurch entsteht der Eindruck, sie habe Gottvater ihren Sohn zum Mit-Trauern auf den Schoß gegeben. Hier ist der Schmerz über den gemarterten Sohn in das Bild von Gottvater hineingenommen. Eine zweite Abbildung zeigt Gottvater allein, wie er stehend Jesus als Schmerzensmann vor sich in Händen hält und ihn so, selber von Schmerz ergriffen, dem Betrachter zeigt. In der Kunstgeschichte hat man für diese Bildfindung die Bezeichnung „Trinitarische Pietà“ gewählt. Es gehört nämlich eine Taube dazu, die sich oft nicht erhalten hat.

Die marianische wie die trinitarisch genannte Pietà sind als Andachtsbilder konzipiert, die zur privaten Frömmigkeit außerhalb der Liturgie bestimmt sind. Beide Bildmotive fanden im Spätmittelalter weite Verbreitung. Könnte sich darin nicht eine Sehnsucht ausdrücken, das von der Dogmatik geprägte abstrakte Gottesbild zu vermenschlichen, indem die Künstler den Ausdruck von größtem Seelenschmerz einer Mutter auch im männlichen Gesicht Gottes erleben lassen wollten? Auch der Beter selber wollte zu der Zeit in seiner mystisch geprägten Frömmigkeit, lateinisch „pietas“, den Schmerz über das, was Jesus mit dem Kreuzestod angetan wurde, miterleiden. Aus dem kirchlichen Lehrsatz, dass der Kreuzestod Jesu ein Sühnetod sei für die Sünden der Menschen, ließ sich zur Intensivierung der Schmerzempfindung dieser compassio-Frömmigkeit die Vorstellung entwickeln, jeder Beter sei mit seinen Sünden selber Mitverursacher der Leiden Jesu. Albrecht Dürer hat sich bei der Arbeit an seiner großen Holzschnittpassion offensichtlich von dieser Vorstellung leiten lassen. Auf dem Titelblatt lässt Dürer den verwundeten Jesus sprechen: „Die grausamen

Wunden ertrage ich für Dich, o Mensch, . . . mit meinen Wunden heile ich Deine Wunden . . . auch reißt Du mit deinen Sünden meine Wunden auf.“

Während sich das Bildmotiv der marianischen Pietà in unseren Kirchen erhalten hat, ist die Darstellung der Trinitarischen Pietà aus den Kirchen verschwunden. Verschwand damit nicht auch das Bild vom schmerzergriffenen Vater angesichts des geopferten Sohnes aus unserm Bewusstsein. Es hätte das Verhältnis der Christen zum Leid in andere Bahnen lenken können. Allein gültig blieb in der Liturgie die abstrakte Opferlehre, dass Gottvater den Kreuzestod seines Sohnes zur Sühnung der Erbschuld der Menschheit verlangt. Dieses theologische Narrativ vom Erlösungsoffer hat ausschließlich das Verhältnis der Christen zum Leid bestimmt. Aus der gehorsamen Annahme seines Leidens und Sterbens durch Jesus wurde die Glaubenshaltung entwickelt, jedwedes Leid als von Gott gewollt zu ertragen.

Wie gut sich diese Forderung einer Leidensbereitschaft in der Nachfolge Jesu mit einem gefährlichen Patriotismus vereinbaren ließ, beweisen zwei Totenbildchen, die in unserer Familie aufbewahrt werden. Es sind die Totenbildchen, die unser Opa für seine beiden zweiundzwanzig- und achtundzwanzigjährigen Söhne drucken ließ, die im ersten Weltkrieg gefallen sind. Über dem Text ist ein Kreuz gesetzt, es ist nicht das christliche Kreuz, sondern das kleine gleichschenklige Militärkreuz, darüber die Worte: „Es geschehe, es werde gelobt und ewig hochgepriesen der gerechteste, höchste und liebenswürdigste Wille Gottes in allem.“ Auf dem frühesten Bild vom 24. Februar 1915 wird der Tod mit nüchternen Worten mitgeteilt: „In den Kämpfen bei Perthes fiel . . . der Kriegsfreiwillige Unteroffizier . . . Inhaber des Eisernen Kreuzes.“ Auf dem zweiten Totenbild heißt es dann: „Er starb den Heldentod fürs Vaterland.“ Dieser 22jährige ist in der Gefangenschaft elend verhungert. Vom Schmerz des Vaters und der Familie kein Wort! Oder doch, versteckt in den patriotischen Worten des Stolzes und in der von Übertreibungen strotzenden Sprache der absoluten Ergebenheit in den Willen Gottes? Jedes der Totenbilder endet mit einem Ablassgebet für die „armen Seelen“.

Wie unbedenklich haben Christen damals die Feindschaft zwischen den Nationalstaaten, die zum Ersten Weltkrieg geführt hat, und den daraus entstandenen Krieg als Kampf fürs Vaterland in den Plan Gottes eingebunden. Sowie das Leiden und Sterben Jesu theologisch als vom Vater auferlegtes Sühneopfer gedeutet wird, so wurde Verwundung und Tod im Krieg als von Gott gewolltes Opfer überhöht. Diese Opferwilligkeit lähmt jedes Aufbegehren gegen den Krieg, ja macht den nächsten Krieg wahrscheinlich. Was wäre geworden, hätten Väter zu ihrem Schmerz gestanden? Der Schmerz lässt sich auf die Realität des Krieges ein, auf die Erkenntnis, in welcher erschreckender Weise Krieg den Menschen enthumanisiert und wieviel Leid er bringt. Nur wer das unermessliche Leid erkennt, kann Widerstand gegen einen nächsten Krieg entwickeln. Die aus der erbarmungslos grausamen Hinrichtung Jesu entwickelte Erlösungstheologie hat nicht dazu beigetragen, Gewalt und Leid in der Welt zu verringern, was eigentlich die Absicht Jesu war. Leid zu ertragen und Opfer zu bringen wurde zur christlichen Tugend erhoben.

Sieht man von dem theologischen Konstrukt des Erlösungsnarrativs einmal ab und blickt realistisch auf das Hinrichtungsgeschehen in der damaligen Gesellschaft, dann ist der Tod Jesu ein Gewalttod, den Menschen sich in ihrer Grausamkeit und Gewaltbereitschaft ausgedacht und mitleidslos ausgeführt haben an dem, der gegen die Gewalt gepredigt hat. Das Ziel der Botschaft Jesu war es doch, aus seinem Gottesbild heraus die Menschen durch Gottesliebe, Nächstenliebe und Feindesliebe zu einem friedfertigen und gewaltlosen Miteinander zu führen. Aus dem Schmerz über all die Grausamkeiten, die Jesus angetan wurden und die in den Stationen des Kreuzwegs in allen Kirchen erinnert werden, und in Treue zum Liebesgebot der Bergpredigt hätte in den Christen von Anfang an die Entschiedenheit erwachsen können, Widerstand zu leisten gegen jede Form von tätlicher Gewalt gegeneinander und für die Abschaffung des Krieges. Und dass selbst in der Kirche „Ketzer“ und „Hexen“ verbrannt wurden und heute sexuelle Gewalttaten lange geschehen sind und vertuscht wurden, darüber gilt es zu trauern und zu klagen, soll es Besserung geben.

Der Vater, der im Ersten Weltkrieg zwei Söhne verlor, hat seinen großen Schmerz versteckt hinter einer übersteigerten Ergebenheitsbekundung in den Willen Gottes und dem Pathos einer patriotischen Heldenverehrung. Wer seinen Schmerz ausdrückt, sogar weint, der gibt

seinen Schutzwall auf und lässt uns in sein Inneres blicken. Im Buch Jeremia im Alten Testament gibt uns der Prophet Einblick in das enttäuschte, aufgewühlte Herz Jahwes, dessen Schmerz über die Untreue seines Volkes übergroß geworden ist. In der Tradition gilt das Buch Jeremia als Unheilsbuch, weil es von der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier als Strafgericht Gottes an seinem Volk erzählt. Es darf dabei aber nicht übersehen werden, dass diese Unheilserzählung poetisch eingebettet ist in eine hochdramatische Liebesgeschichte. In metaphorischer Sprache wird Jahwe zum tief gekränkten Liebhaber, der von seiner Geliebten verlassen wurde. Liebesklage quillt wie Tränen aus seinem Innern, wenn er sich der „Jugendtreue“ seines Volkes erinnert, an die Brautzeit, als Israel, sein „Herzenslieblich“ (12,7) ihm in der Wüste gefolgt ist. (2, 2) Was Israel dann aber getan hat, das macht ihn fassungslos. Er muss es herausklagen. Es ist die Klage eines Liebenden, der unter tiefsten Liebesschmerzen leidet. Israel hat Jahwe die Treue nicht gehalten, „gleichwie eine Frau wegen ihres Liebhabers nicht die Treue hält“ (3, 20) und ist „nichtigen Göttern“ nachgelaufen. „Entsetzt euch darüber ihr Himmel, erschauert gewaltig – Spruch des Herrn. Denn mein Volk hat doppeltes Unrecht verübt: Mich hat es verlassen, den Quell des lebendigen Wassers, um sich Zisternen zu graben, Zisternen mit Rissen, die das Wasser nicht halten.“ (2,12) Seine Enttäuschung und sein Entsetzen wühlen ihn derart auf, dass der Verfasser sich angefeuert sieht, die ganze Klaviatur seiner Sprache einzusetzen, um das Leid Jahwes auszudrücken. Er lässt ihn flehen und betteln, sein „abtrünniges Volk“ möge ablassen von seiner „Hurerei“ und zu ihm zurückkehren. Er lässt ihn trauern und weinen über Jerusalem, weil es nicht erkennen will, was zu seinem Heil führt. Er erklärt ihnen immer aufs Neue, was er sich von ihnen wünscht und was ihm ein Gräuel ist: „Tut eure Brandopfer zu euren Schlachtopfern und fresset Fleisch! Denn ich habe euren Vätern an dem Tag, als ich sie aus Ägypten führte, nichts gesagt noch geboten von Brandopfern und Schlachtopfern.“ (7, 21) Der Prophet wird in den Königspalast geschickt mit der Aufforderung, den König und die Großen des Reiches zu mahnen: „Schafft Recht und Gerechtigkeit und errettet den Beraubten von des Frevlers Hand und bedrängt nicht die Fremdlinge, Waisen und Witwen und tut niemand Gewalt an und vergießt kein unschuldiges Blut an dieser Stätte.“ (22, 3) Er hört nicht auf zu hoffen, dass sie auf seine Stimme hören und zweifelt dennoch daran: „Wollt ihr das aber nicht hören, so muss ich heimlich weinen über solchen Hochmut.“ (13, 17) Er lässt sie sein verletztes Herz spüren in der mitleidlos-drastischen Sprache seiner Strafandrohungen: „Denn ich will sie heimsuchen mit vielerlei Plagen, spricht der Herr: mit dem Schwert, dass sie getötet werden; mit den Hunden, die sie fortschleifen sollen; mit den Vögeln des Himmels und mit den Tieren des Feldes, dass sie gefressen und vertilgt werden sollten.“ (15, 3) Dann aber packt ihn in einem Gemütsumschlag tiefes Weh wegen dem, was seinem Volke widerfahren ist, und er klagt in poetischen Versen mit den Klagenden: „So spricht der Herr der Heere:

Begreift es! Ruft die Klagefrauen herbei /

Schickt nach den weisen Frauen! Sie sollen kommen

Schnell sollen sie kommen / und Klage über uns anstimmen,

sodass unsere Augen von Tränen fließen / und unsere Wimpern von Wasser triefen.“

(9, 16/17)

Als dann Jerusalem zerstört und das Volk in die Gefangenschaft geführt ist, verspricht er aus seiner unverwüsthlichen Liebe heraus dem Haus Israel wie dem Haus Juda einen die Vergangenheit überbietenden neuen Bund: „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben, und sie sollen mein Volk sein, und ich will ihr Gott sein.“ (31, 33) Er führt sie aus der Gefangenschaft heim in ihr Land.

Wird uns mit dieser poetischen Sprache, in der ein liebender Gott weinen und klagen kann über seinen eigenen Schmerz und das Leid seines Volkes, nicht ein ungewohntes Gottesbild gezeigt! Die Zeiten sind bei uns doch längst vorbei, da das Weinen ein Zeichen von Schwäche war. Wenn der Mensch weint, ist er am meisten Mensch. Er erwacht aus einer Starre, die ihn unempfindlich sein ließ gegenüber eigenem und fremdem Leid. Vermenschlicht gesprochen ist dann auch Gott am meisten Gott, wenn er weint. Mit dem Bild vom weinenden Gott nehmen wir seine unfassbare Liebe und Barmherzigkeit zu uns Menschen auf uns berührende Weise wahr. Es ist das komplette Gegenbild zu einem autoritären Herrschergott,

der Versöhnungsoffer fordert. Und Jeremia wagt es, den praktizierten Opferkult für Jahwe aus seiner Liebespoetik heraus in Frage zu stellen. (vgl. Jer 7, 21) Hat nicht auch in unserer Frömmigkeit ein Opfer verlangender Gott eine viel zu große Rolle gespielt? Die Priesterrolle haben wir deshalb so überhöht, weil der Priester das sogenannte „Messopfer“ darbringt als „unblutige Vergegenwärtigung des Kreuzesopfers.“ Bleiben nicht schon seit längerem die Kirchen weitgehend leer, wenn Messe gefeiert wird. An einen Gott, der durch das Opfer seines eigenen Sohnes ständig versöhnt werden will, wollen heutige Christen vielfach nicht mehr glauben. Jeremia lässt Gott klagen: „Ja, die Söhne Judas taten, was mir missfällt - . . . Auch haben sie die Kulthöhe Tofet im Tal Ben-Hinnon gebaut, um ihre Söhne und Töchter im Feuer zu verbrennen, was ich nie befohlen haben und was mir niemals in den Sinn gekommen ist“ (7, 30/31).

Wir sollten uns gerade heute, da die Missbrauchsfälle die Kirche schwer belasten, nicht scheuen, uns an dieser Vermenschlichung zu orientieren, dass Gott weint. Dann verstehen wir vielleicht besser, was wir aus der Vergangenheit abtun müssen, um einen tiefgreifenden Neubeginn zu wagen.

(Anmerkung: Die Bibelzitate sind aus der revidierten Lutherbibel, die beiden letzten aus der Einheitsübersetzung genommen.)